

**Predigt zum Karfreitag – 2. April. 2021 10 Uhr
Stadtkirche Bückeburg
Landesbischof Dr. Karl-Hinrich Manzke**

Jesaja 52/53

Liebe Gemeinde,

Karfreitag ist noch immer ein Feiertag. Ein erstaunlicher, ein wundersamer Feiertag. Die Erzählung von der Hinrichtung des Propheten aus Nazareth lässt die Arbeit stillstehen – selbst die alltägliche Fussballübertragung ist heute nicht möglich, weil sogar der Ball in den Stadien nicht rollen darf. Der Karfreitag ist dabei sogar wirkungsvoller und stärker als das Virus. Und damit nicht genug – die Erinnerung an die Hinrichtung des Propheten Jesus aus Nazareth ist auch noch gesetzlich als Feiertag geschützt.

Die Christenheit gedenkt am Karfreitag der Kreuzigung Christi – und die Welt respektiert es.

Es ist nichts Besonderes, es ist etwas schrecklich Alltägliches in der Völkerwelt, dass unschuldig Blut vergossen wird – und da gedenkt man dieses einen Verstorbenen in ganz besonderer Weise. Es scheint, als repräsentiere dieser eine zugleich die offenen Wunden der Menschheit und die Tugend der ganzen Welt. Als käme in seinem Leiden für einen Moment das ganze Getöse der Weltgeschichte und die ganzen aufgeblasenen Wichtigkeiten der Börse und der Showgeschäfte für einen Moment zur Ruhe.

Der heutige Predigttext nun verlangt von uns nicht nur, unsern Blick auf das Kreuz auf Golgatha in ganz besonderer Weise zu richten – er stellt den Tod Jesu in einen weltgeschichtlichen, ja in einen allgemeinen, die Grenzen der christlichen Religion weit überschreitenden Zusammenhang.

Lesung des Predigttextes – Jesaja 52,13 ff.

Wenn man uns fragen würde, ob wir es wollten, dass jemand für uns sein Leben hingibt – wir würden es vermutlich sofort und energisch ablehnen. Wer wollte ernsthaft, dass jemand für ihn sterben müsste? Ein geradezu absonderlicher und beängstigender Gedanke wäre das. Das gibt es nur in alten Erzählungen – im Mythos oder eben in der Heiligen Schrift.

»CHRISTUS IST FÜR UNS GESTORBEN, wir sind durch seine Wunden geheilt« – dadurch, dass wir diesen Satz, dieses Bekenntnis zum Teil seit der Kindheit gehört haben, darf er uns dennoch nicht den Blick dafür verstellen, dass es ein schrecklicher Gedanke ist – jemand lässt für mich sein Leben. Nicht ausdenken, ich stünde am Grabe eines Menschen, der für mich sein Leben gelassen hat. Wer Menschen kennt, durch deren Unvorsichtigkeit bei einem Autounfall andere ums Leben gekommen sind, weiß, wie traumatisch ein solches Erlebnis sein kann. Da kann es geschehen, dass ein Mensch nie wieder seines Lebens froh wird.

Albert Camus hat einmal geschrieben, dieses Bekenntnis von dem Sterben Christi für die Menschheit schrecke ihn am Christentum – er wolle nicht und könne es nicht ertragen, dass jemand für ihn persönlich gestorben sein soll.

Die Idee vom Gottesknecht, der auserwählt ist für sein Volk zu sterben und alle Schuld des Volkes auf sich zu nehmen – ist geboren in den Erfahrungen des Volkes Israel. Vielleicht geboren in der Zeit des Exils und entstanden aus der Sehnsucht, in das Land zurückzukehren – und dafür ein Opfer oder die Hingabe und stellvertretende Schuldübernahme eines Unschuldigen nötig zu haben. Die Schuldübernahme durch einen Knecht Gottes, der wie ein Sündenbock alle Schuld auf sich nehmen könnte, weil er selbst rein und ohne Tadel ist.

Genau wissen wir es nicht: aber aus dieser Sehnsucht nach einem Neuanfang ist es wohl geboren – dieses Bild vom leidenden und unschuldigen Gottesknecht. Geboren ist es jedenfalls weit vor dem Wirken Jesu von Nazareth – die ersten Christengemeinden haben seinen Weg auf dem Hintergrund dieser Idee und dieser Vorstellung gedeutet.

Das ermöglicht es uns, den Bogen heute ganz weit zu spannen und nach dem tiefen Sinn und Gehalt dieses Bildes zu fragen.

Im Mittelpunkt dieses Textes steht ein Mensch, der Opfer gebracht hat, der in seinem Handeln nicht gefragt hat: lohnt sich das das für mich? Was ist mein Vorteil und mein Recht? Es gibt keinen persönlichen Vorteil – hier hat sich jemand gegeben, damit andere leben können.

Vor wenigen Wochen besuchte Papst Franziskus den Irak, dabei auch den kurdischen Teil des Landes. Er feierte auch eine Messe in der arg ramponierten und teilweise noch zerstörten Stadt Erbil – in den Resten alter und zerstörter Kirchen. Erbaut weit vor den Zeiten, in denen wir im Schaumburger Land unsere Kirchen gebaut haben. Die Fotos gingen um die Welt – der mutige Bischof von Rom inmitten von Zerstörung Messe feiernd und betend. Dabei erinnerte an viele, die sich aus religiöser und humaner Motivation heldenhaft und opferbereit gegen den Zerstörungsgeist im Nahen Osten gestellt haben. Er erinnerte dabei u. a. an Pater Frans von der Lugt. Es ging dabei die Geschichte von Pater Frans von der Lugt erneut um die Welt. Franz war Jesuit und der letzte Priester im syrischen Homs, der zerschossenen und von der eigenen Regierung in 2013 und 2014 belagerten Stadt in Syrien. Zwei Jahre ist die Stadt belagert. Drinnen regieren die Rebellen – draußen stehen die Regierungstruppen. Solange noch Zivilisten eingeschlossen waren, wollte Franz von der Lugt auf seinem Posten bleiben. Es war ein verlorener Posten. Pater Frans, gebürtig aus den Niederlanden, war berühmt nach bald 50 Jahren in Homs für die Sanftheit, mit der er sich um die Ärmsten und Schwächsten kümmerte – bekannt für die Freundlichkeit, mit der er allen Syrern begegnete – ohne Ansehen ihres Glaubens. Aber er war auch sehr wohl bekannt für die Sturheit, mit der er tat, was er für richtig hielt. Das hiess in diesem Krieg, den Hungernden, Sterbenden und Kranken, die nicht aus der belagerten Stadt herauskonnten, beizustehen. Pater Frans hatte in seinem Kloster Bustan-al-Diwan eine Art Notquartier eingerichtet. Mit den verzweifelten teilte er sein weniges Brot. Er spendete ihnen Trost. Er hielt Gottesdienste und begrub die verhungerten Neugeborenen. Im Januar sandte er eine zornige Videobotschaft in die Welt,

an die Vereinten Nationen; sie sollten endlich diesen Krieg beenden. Im Februar 2014 gewährte Assad den Zivilisten aus der Altstadt Homs freies Geleit aus der Stadt. 1400 Menschen gingen – verletzte und kranke durften nicht heraus aus der Stadt. Sein Vorgesetzter, Pater Nawas in Damaskus forderte Pater Frans auf, auch zu gehen – er blieb und verweigerte den Gehorsam. Frans habe daran geglaubt, sagen seine Freunde, dass sein Dienst an den Menschen in der Nachfolge Jesu für ihn wichtiger sei als sein persönliches Wohlergehen. Dieser Glaube ging bei ihm so weit, dass er keine Angst hatte zu sterben – nach 50 Jahren Leben in Homs. Am 7. April 2014, in der Karwoche, wurde Pater Frans in seinem Kloster bei dem Dienst an den Kranken getötet durch zwei auf ihn gezielte Schüsse. Der Jesuitenorden, dem Pater Frans angehört, wollte nicht spekulieren über die Mörder, die ihn gezielt erschossen hatten. Die Zeitungen in aller Welt fragten, wer um Himmels willen seine Feinde waren und gegen ihn derart hasserfüllt handeln konnten. Aber ist das nicht klar? Wo Gewalt herrscht, da ist ein Friedensbringer der größte Provokateur.

Von der Trauerfeier wurde berichtet wie von der Trauerfeier für einen verstorbenen Gottesknecht. Die Leiche von Pater Frans lag noch in Alt-Homs – deshalb mussten seine Freunde außerhalb des Belagerungsringes um die Stadt Abschied nehmen – am leeren und offenen Grab. Die Trauerschar war beinahe unübersehbar: Imame, Bischöfe, Nonnen, Scheichs, Alewiten, Christen, Muslime. Am Ende umarmten sich Menschen, die seit Kriegsausbruch in Syrien nicht miteinander gesprochen hatten. »Die ihn töteten«, so sagte Pater Nawras bei der Trauerfeier für Frans, »wollten ein Symbol töten – doch wir haben jetzt eine Auferstehung erlebt«.

Was uns dieser Bericht zeigt?

Die Hingabe für andere beschreibt eine Wirklichkeit und Würde, die seit den Liedern über den gerechten Gottesknecht, der sich gibt, damit andere leben können, nicht mehr aus der Welt kommt und nicht mehr aus ihr wegzudenken ist. In der Nachfolge Jesu sind Menschen in bewundernswerter Weise unterwegs.

Der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus erscheint vielen als sperrig – weil in seinem Mittelpunkt das Sterben eines Mannes steht – ein Sterben, aus dem Gutes und Frieden wachsen kann und wird. Einer stirbt, damit andere besser und befreiter leben. Sich selbst für andere geben – sehr modern klingt das nicht in einer Gesellschaft der Selbstdarsteller und Superstars und Selbstoptimierer.

Im Mittelpunkt des Gottesknechtliedes steht eine bittere Entscheidung: für einen anderen auf etwas verzichten – bis hin zum eigenen Leben. Das ist kaum erklärbar, warum jemand das tun sollte – warum das gefordert sein sollte.

Mütter und Väter wissen womöglich um solche Entscheidungen. Manche auf den Plätzen in Minsk, Myanmar oder den Strassen Hongkongs führen uns das vor in den vergangenen Wochen und Monaten, wenn sie ihr Leben riskieren – weil sie wollen, im Kampf für die Freiheit, dass ihre Kinder nicht in Unfreiheit deshalb leben, weil sie, die Erwachsenen, mutlos waren und alles hingenommen haben. Menschen auf dem Platz des himmlischen Friedens in Peking wissen es, wenn sie für Freiheit demonstrieren: sie riskieren es, damit ihre Kinder womöglich einmal nicht in ungerechten Verhältnissen ihr Dasein fristen müssen.

Wir alle leben von Opfern, die andere bringen oder gebracht haben. Freundschaften, Kirchen leben davon, ja die ganze Gesellschaft. Es wäre fahrlässig, das zu verschweigen oder zu übersehen. In den Debatten um die Fragen, in welchen Bereichen wir älteren auf Kosten unserer Nachkommen leben, müssen wir das stärker einbringen. Wir wissen und ahnen es, dass wir z. B. in der Höhe der Pensionen und Renten – auch in der Kirche übrigens – auf Kosten der nachfolgenden Generationen leben; und wir erfahren, wie schwer es ist, darüber überhaupt ehrlich zu reden.

Und auch die Weltbevölkerung wird die Zerrissenheit zwischen Arm und Reich nur überstehen, wenn die einen für die anderen Opfer bringen. Opfer und Neuanfang sind nicht voneinander zu trennen.

Jetzt sind wir vielleicht bereit und in der Lage, uns dem Predigttext nochmals neu zu nähern mit dem Hinweis – er zielt auf Christus und die Hingabe seines Sterbens.

Die offenen Wunden aller Völker dieser Welt sind am Kreuz Jesu mit enthalten. Der gekreuzigte Christus nimmt mit sich die offenen Wunden der Völker – das zum Himmel schreiende Unrecht, das den Armen und Entrechteten zugemutet wird. Und Gott gibt diesem Kreuz eine Würde und Bedeutung – und erhebt damit die offenen Wunden dieser Welt empor zu sich – er lässt sie zu sich kommen.

Glaubend sich Golgatha nähern, heisst: das Unrecht unserer Tage bekennen und ausbreiten vor Christus und es ihm anheften.

Mit uns selbst und Gott Verstecken spielen, indem wir uns vor Gott und den Menschen groß und bedeutend zu machen versuchen, ist geradezu lächerlich – es ist unnötig. An sein Kreuz unsere Traurigkeiten und unsere Ohnmacht zu bringen – sie ihm anheften, dazu sind wir als Pilger nach Golgatha unterwegs. Wenn wir unsere Schuld und unser Versagen, unsere Ohnmacht – wenn wir das alles für uns behalten wollten, würden wir daran ersticken – oder ohne Hoffnung leben müssen.

Nach Golgatha zu gehen heisst:

Kein Versteckspiel mehr vor Christus – und die Schuld abladen. Alles selbstgeree und unveröhnliche in uns ist überflüssig.

So ist der Sinn von Karfreitag gerade der: sich nicht davor zu fürchten, dass ein anderer, dass der leidende und mich liebende Gottessohn für mich stirbt; sondern: sich dieses Werk Gottes gefallen zu lassen – mit den eigenen Selbstgerechtigkeiten aufzuhören – und bereit zur demütigen Annahme des Opfers Christi zu werden.

Wenn wir so weit gegangen sind – dann möchte ich auch noch Sätze und Bilder der Hoffnung sagen über das, was daraus wächst und wachsen kann. Dann wird es auch am Karfreitag eine richtige Predigt.

(Hier der Hinweis auf das Bild Chagalls, das im Gottesdienst verteilt wird)

Die biblische Überlieferung sagt Worte – poetisch schön und quellfrisch – zu dem, was aus der Hingabe Christi wächst.

Einmal wird es sein, dass der Tod vernichtet ist. Vernichtet auf immer. Einmal werden die Tränen abgewischt sein von jedem Angesicht. Einmal wird die Schmach der Geplagten ein Ende haben. Das sind fremde, schöne Worte in biblischer Sprache – wie von ferne gesprochen, wenn man von Golgatha kommt und das Antlitz des gekreuzigten geschaut hat und ahnt – dass hier meine eigene Befreiung begründet liegt – Befreiung von meiner eigenen Schuld und meinen Selbstgerechtigkeiten.

Aber wie könnte man sie nicht sprechen wollen, diese fernen fremden Worte, wenn man die Opfer unserer Tage sieht – und all die Söhne und Töchter in den Höllen dieser Welt mit den quälenden Geistern! Und wenn man sie nur gegen die eigene Hoffnungslosigkeit spricht, diese Worte, in denen das Osterlicht auf den Gekreuzigten fällt.

Wir nennen den Namen Gottes in unseren Gebeten, wenn wir für die Menschen in Homs, im Irak, in den Flüchtlingslagern unserer Tage beten. Ganz genau wissen wir nicht, was wir damit sagen, wir benennen ja nicht eine bestimmte Person damit. Aber das eine wissen wir: dass wir mit diesem Namen Gottes, zu dem wir schreien, aufs Ganze gehen – dass wir mit diesem Namen die große Unbescheidenheit lernen und uns trauen zu sagen, was wir hoffen. Die Unbescheidenheit der Hoffnung, die mit nicht weniger zufrieden ist als mit der Freiheit der gequälten Kreatur, dem Augenlicht der Blinden und der Sprache für die Verstummten – und dem Leben für die Toten.

Gott sei Dank, dass er den leidenden und sterbenden Christus zu sich erhöht hat, damit auch wir selbst und die leidenden Völker ihm folgen können zur Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Amen